

Worauf der Glaube sieht (Hebräer 11,8-10; Reminiscere VI)

Eine Predigt von Bernhard Kaiser

⁸Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde, in ein Land zu ziehen, das er erben sollte; und er zog aus und wußte nicht, wo er hinkäme. ⁹Durch den Glauben ist er ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung. ¹⁰Denn er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.

Zur Einführung

Das elfte Kapitel des Hebräerbriefes, in dem unser Predigttext steht, stellt uns eine lange Reihe von Männern und Frauen des Alten Testaments vor, die den Christen zeigen, was Glauben heißt. Aus dieser langen Reihe wird uns heute kein geringerer als Abraham vor Augen geführt. Er ist nach der Schrift der Vater aller Gläubigen. Paulus sagt: „So war es mit Abraham: »Er hat Gott geglaubt und es ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet worden« (1.Mose 15,6). Erkennt also: die aus dem Glauben sind, das sind Abrahams Kinder. Die Schrift aber hat es vorausgesehen, daß Gott die Heiden durch den Glauben gerecht macht. Darum verkündigte sie dem Abraham (1.Mose 12,3): »In dir sollen alle Heiden gesegnet werden.« So werden nun die, die aus dem Glauben sind, gesegnet mit dem gläubigen Abraham“ (Gal 3,6-9). Die Schrift stellt mit diesen Worten den Glauben Abrahams als die Gestalt dar, unter der wir vor Gott gerechtfertigt und zugleich Abrahams Kinder und damit Volk Gottes sind. Deshalb ist es für unser Christsein nützlich, daß auch wir uns mit dem Glauben dieses Mannes beschäftigen und uns vergewissern, daß wir in demselben Glauben stehen, in dem Abraham stand. Deshalb ist diese Predigt in gewisser Weise eine Art Selbstbestimmung: Wer sind wir als Christen? Was macht uns zu Christen? Was kennzeichnet unseren Glauben? Worauf schauen wir? Was erwarten wir von Gott? Schauen wir auf das, was unser Text von Abraham sagt.

1. Auszug

„Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde, in ein Land zu ziehen, das er erben sollte“ – so lautet die erste Aussage unseres Textes. In einem modernen Lied heißt es: „Geh, Abraham, geh! Mach dich auf den Weg!“ und dies kehrt im Refrain nach jeder Strophe wieder. Man mag den Befehlscharakter der Aufforderung Gottes hervorheben und Abrahams Auszug als Tat des Gehorsams verstehen. Doch es war, wie uns hier gesagt wird, nicht der Befehl an sich, der Abraham motivierte, sein Vaterland und seine Verwandtschaft zu verlassen, sondern die Zusage Gottes. Ausdrücklich heißt es in unserem Predigttext: „Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam.“ Ja, was glaubte er denn? Natürlich glaubte er den Zusagen Gottes. Führen wir sie uns vor Augen. Wir lesen im ersten Mosebuch: „Und der HERR sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden“ (1Mose 12,1-3).

Das sind die Zusagen, die Gott Abraham gab und die ihn motivierten, seine Kamele zu satteln und auszuwandern. Wir dürfen also den Weg Abrahams nicht platt auf der Ebene

Befehl und Gehorsam verstehen, sondern wir müssen uns vor Augen halten, daß das, was Abraham motivierte, wirklich auszuwandern, die Zusagen Gottes waren. Ihn glaubte er und ihretwegen verließ er seine Heimatstadt Ur in Chaldäa und wurde zu einem Nomaden im Land der Kanaaniter.

Wir können nicht mit Sicherheit sagen, warum Gott Abraham aus seiner gewohnten Umgebung herausnahm. Wir können im Nachhinein nur sagen, daß Gott ihn damit aus dem Strom der Völker herausnahm und damit auch seine Nachkommenschaft absonderte, um mit dieser eine eigene Geschichte zu begründen: die Geschichte seines Volkes. Er schuf damit den Raum, in dem Gott sich offenbaren wollte, den Raum auch, in dem der Messias zur Welt kommen sollte, durch den alle Welt, alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden sollten.

Nun ist der Auszug Abrahams keine Aufforderung an uns, es ihm gleichzutun. Wesentlich ist, daß wir dem Wort Gottes glauben. Doch manchmal kann es notwendig sein, eine gottlose Umgebung zu verlassen. Israel verließ Ägypten. Die Jerusalemer Christengemeinde flüchtete wenige Jahre vor der Zerstörung Jerusalems nach Pella ins Ostjordanland. Die Pilgerväter verließen England und Europa. Die Hugenotten verließen Frankreich, die Altlutheraner Preußen. Wir sehen aus der Geschichte, daß Kirchen und christliche Staaten so weit degenerieren können, daß für die, die im rechten Glauben stehen und rechtmäßige Kirche haben wollen, kein Platz mehr ist. Es kann auch sein, daß ein christliches Werk sich so weit von Gottes Wort entfernt, daß eine Trennung sinnvoll oder gar notwendig ist. Das soll nicht heißen, daß wir weglaufen, sobald es uns stinkt. Wir dürfen aus der Trennung kein Gesetz machen, aber im gegebenen Fall kann die Trennung vom Bisherigen das Richtige sein. Dann nämlich, wenn es offensichtlich ist, daß keine Gemeinschaft mehr besteht, dann sollte man sich von Ungläubigen, falschen Brüdern oder unnützer Gesellschaft trennen, um frei zu sein für den Glauben und alles, was sich aus dem Glauben ergibt. Es ist manchmal besser, die Isolation zu ertragen und keine Menschen zu haben, die einem Beifall klatschen, wenn man nur den Glaubensweg geht. Der Glaube verbindet einen eben zuerst mit Gott und nicht immer mit den Menschen.

2. Unwissenheit

Das zweite, was den Glauben Abrahams kennzeichnete, war die Unkenntnis im Blick auf das Ziel seines Weges. „... und wußte nicht, wo er hinkäme“ – so lautet die Auskunft unseres Predigttextes. Damit ist gesagt, daß Abraham das Ziel seiner großen Reise nicht kannte.

Wenn *wir* eine Reise machen, dann informieren wir uns in der Regel sehr genau über das Reiseziel. Wir suchen im Internet und buchen Hotels, mieten online ein Auto, drucken uns Straßenkarten aus und sehen uns Bilder oder Videoclips von den Sehenswürdigkeiten am Ziel unserer Reise an. Wir wollen wissen, was uns am Ziel erwartet, damit wir uns darauf einstellen können. Anders war es noch im 19. Jahrhundert. Da gab es Forscher, die in unbekannte Gebiete vordrangen, Missionare, die in unbekannte Länder reisten, und Abenteurer, für die der Kitzel gerade darin bestand, nicht zu wissen, wo man hinkommt. Aber solche Leute sind heute selten geworden, nicht zuletzt auch deswegen, weil heute die ganze Welt erforscht ist und es keine weißen Flecken auf den Landkarten mehr gibt. Abraham allerdings hatte nur die Zusage Gottes, daß er ihm ein Land zeigen werde. Er konnte sich nicht durch Bücher und Reiseberichte oder im Internet über das Land, in das er reisen würde, informieren. Er wußte ja noch nicht einmal, wohin seine Reise ging.

So kann es sein, wenn Gott einen Menschen unter seine Führung nimmt. Er gibt ihm die Zusagen, die wir in der Schrift lesen können, und sagt ihm damit: „Vertrau mir! Ich werde dich ans Ziel bringen.“ Dabei kann das Ziel eines Christenlebens in irdischer Hinsicht außerordentlich verschieden sein. Den einen führt er zu großem Einfluß, den anderen in das Gefängnis eines totalitären Staates, wo er sein Leben als Unbekannter beendet. Dem einen gibt er im Überfluß, den anderen läßt er Mangel leiden. Was ich damit sagen möchte: Wir können uns unsere Lebensziele nicht einfach aussuchen, wie es ein moderner Manager tut. Gottes Wege mit uns sind in diesem Leben manchmal ganz anders als wir es uns vorstellen. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß wir nicht wissen können, was die Zukunft bringt, so daß eine Karriere dadurch nicht wirklich planbar ist. Es hängt auch damit zusammen, daß der Glaube keine innerweltlichen Ziele hat, so daß man wüßte: dies und das will ich erreichen und in soundsovielen Jahren bin ich soweit. Das Ziel, das Gott dem Glauben gesteckt hat, ist ganz anders: es ist die Seligkeit in der neuen Schöpfung. Wir können uns nicht vorstellen, wie das sein wird. Wir wissen nicht, wohin wir kommen, wenn wir wie Abraham den Zusagen Gottes glauben.

3. Gast

Ab und zu – der eine öfters, der andere seltener – gehen wir auf Reisen. Wenn es eine Ferienreise ist, dann sind wir gerne mal zwei Wochen Gast in einem schönen Hotel oder einer komfortablen Ferienwohnung. Dann wird man als Gast in der Regel willkommen geheißen und verwöhnt, denn man bringt ja sein Geld mit. Der Gaststatus ist auch dann angenehm, wenn Menschen uns einladen und wir als Gäste willkommen sind, wenn uns der Gastgeber gerne bei sich aufnimmt und uns alle Annehmlichkeiten, von denen er meint, daß wir sie schätzen, gewährt. Bei solchen Menschen kehren wir am liebsten ein.

Aber manchmal sind wir auf einer Reise, die uns nicht gefällt. Wir finden den Anlaß der Reise nicht attraktiv. Die Begegnungen sind langweilig, die Gespräche mit den Leuten entwickeln sich nur schwierig, die sanitären Verhältnisse sind vielleicht problematisch und alles zusammen führt dahin, daß wir die Tage zählen, bis wir wieder nach Hause kommen. Wir merken, daß wir ganz einfach das Bedürfnis haben, uns zu Hause zu fühlen. Darum richten wir es uns selbst in einem Gastzimmer nach unserem Gusto ein, jedenfalls dann, wenn wir länger bleiben. Aber wir wissen: wir sind hier nur kurze Zeit.

Abraham war nach dem Ruf Gottes für den Rest seines Lebens Gast im Land der Kanaaniter. Das waren immerhin hundert Jahre. Er konnte nirgendwo sagen: Hier bin ich zuhause. Wir lesen in unserem Predigttext: „Durch den Glauben ist er ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung.“ Damit sagt die Schrift, daß Abraham in dem neuen Land keine wirkliche Heimat fand. Er wußte: Das ist zwar das Land, das Gott meinen Nachkommen geben wird, aber er hatte nichts davon. Er lebte als Nomade in Zelten. Nicht mal eine feste Siedlung baute er, einen Hof mit festen Mauern, als Wohnort für seine Großfamilie und seine Knechte und Mägde, mit Ställen und Scheunen, um all sein Vieh zu versorgen. Schließlich starb er im Land seiner Nachkommen.

Das ist auch die Sicht der Bibel im Blick auf die Existenz eines Christen. Natürlich muß er auf dieser Welt auch ein Zuhause haben, und Gott sein Dank sind wir nicht auf der Flucht und leben in stabilen politischen Verhältnissen, die es uns erlauben, auch ein eigenes Haus zu haben und darin zu wohnen. Doch das ändert nichts an der Tatsache, daß wir in unseren Häusern nur für eine begrenzte Zeit wohnen. Der Tod zwingt uns irgendwann zum Auszug. Diese Einsicht führt uns dahin, das Leben hier nur als vorläufigen Aufenthaltsort anzusehen.

In früheren Jahrhunderten stand diese Einsicht den Menschen deutlicher vor Augen. In einem alten Gesangbuchlied heißt es: „Mein Leben ist ein Pilgrimstand, ich reise nach dem Vaterland.“ Will sagen: Das Leben hier ist nicht das Ziel, sondern der Weg. Diese Sicht ist uns heute fast vollständig verlorengegangen. Wir denken so diesseitsbezogen und erwarten, daß Gott uns das Leben hier doch bitte gelingen läßt, uns stabile, prikelnde und aufbauende Beziehungen gibt, ein gesundes Familienleben, Erfolg im Beruf, Gesundheit, ein langes Leben und ein problemfreies Alter. Wir sind so mit dem Irdischen beschäftigt und spannen Gott vor den Karren unserer irdischen Wünsche, daß wir ganz vergessen, daß wir es hier nur mit dem Vorläufigen zu tun haben. Natürlich sollen wir Gott auch darum bitten, uns das tägliche Brot zu geben, aber wir sind nicht besser als die Ungläubigen, wenn wir nur dies von Gott erwarten. Stellen wir uns also darauf ein, daß Gott für unser Leben und für den Glauben ein größeres Ziel gesteckt hat als die Sicherung der irdischen Existenz.

Das meint der Autor des Hebräerbriefes, wenn er unmittelbar nach unserem Predigttext sagt: „Diese alle sind gestorben im Glauben und haben das Verheißene nicht erlangt, sondern es nur von ferne gesehen und begrüßt und haben bekannt, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden sind. Wenn sie aber solches sagen, geben sie zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen. Und wenn sie das Land gemeint hätten, von dem sie ausgezogen waren, hätten sie ja Zeit gehabt, wieder umzukehren. Nun aber sehnen sie sich nach einem besseren Vaterland, nämlich dem himmlischen. Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott zu heißen; denn er hat ihnen eine Stadt gebaut“ (Hebr 11,13-16).

4. Warten

Abraham hat auf dieser Welt keine Heimat gefunden. Jahrzehntlang lebte er im Land der Verheißung, aber es war nicht sein Land. Aber wollte er wirklich nur eine dauerhafte Stätte hier in dieser Welt? Sein Leben war auf ein höheres Ziel ausgerichtet, ein Land, das besser ist als das irdische, und eine Stadt, die beständiger ist als unsere irdischen Wohnorte. Damit war klar: „... er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.“ Dieses Warten auf die Übersiedlung in die künftige Stadt Gottes kennzeichnete Abrahams Glauben. Darin gleichen wir Abraham mehr als bei allen anderen Punkten. Von diesem Warten spricht auch das Neue Testament:

Zunächst bescheinigt uns der Hebräerbrief, daß wir durch den Glauben an Christus bereits dort angekommen sind: „... ihr seid gekommen zu dem Berg Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, und zu den vielen tausend Engeln und zu der Versammlung und Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel aufgeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten und zu dem Mittler des neuen Bundes, Jesus, und zu dem Blut der Besprengung, das besser redet als Abels Blut“ (Hebr 12,22-24). Wir sind deswegen dort bereits angekommen, weil Christus unser Stellvertreter ist, der uns dort von Gott vertritt. Paulus sagt: „... er hat uns mit Christus auferweckt und mit eingesetzt im Himmel in Christus Jesus“ (Eph 2,6).

Doch jeder weiß: Wir sind noch nicht wirklich da, also leiblich und persönlich. Deswegen hören wir, was Paulus an die Philipper schreibt: „Unser Bürgerrecht aber ist im Himmel; woher wir auch erwarten den Heiland, den Herrn Jesus Christus, der unsern nichtigen Leib verwandeln wird, daß er gleich werde seinem verherrlichten Leibe nach der Kraft, mit der er sich alle Dinge untertan machen kann“ (Phil 3,20-21). Will sagen: Wir warten auf die Erlösung unseres Leibes. Diese aber besteht in der Auferstehung und sie hat ihren Platz nach dem Tod.

Abraham sah die Stadt, die endgültig Bleibe im Himmel, nur von ferne. Wir als Christen, deren Stellvertreter schon dort angekommen ist, können schon vom Bürgerrecht sprechen, das wir haben. Wir haben gleichsam den Reisepaß schon in der Tasche – den Heiligen Geist, der uns Christus erkennen lehrt und uns auf diese künftige Wirklichkeit ausrichtet. Aber wir sind noch unterwegs.

Wir warten. Das heißt nicht, daß wir die Zeit verplempern. Dieses Warten bedeutet ja nicht, Schlange zu stehen und sonst nichts zu tun. Wir leben in dieser kaputten und in vielfacher Hinsicht problematischen Welt und müssen mit ihr umgehen. Ja, wir gehören, solange wir leben, unlösbar zu ihr. Aber bei allem, was in dieser Welt kaputtgehen kann und kaputtgeht, ist doch unsere Perspektive die, die Paulus so formuliert: „Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen und nimmt uns in Zucht, daß wir absagen dem ungöttlichen Wesen und den weltlichen Begierden und besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt leben und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilands Jesus Christus, der sich selbst für uns gegeben hat, damit er uns erlöste von aller Ungerechtigkeit und reinigte sich selbst ein Volk zum Eigentum, das eifrig wäre zu guten Werken“ (Tit 2,11-14). Wir sind sündige und vergängliche Menschen. Wir können uns nicht der Illusion hingeben, wir wären in unserem Wesen göttlich und gut. Aber Gottes Gnade „nimmt uns in Zucht“ – das heißt, sie führt uns dahin, gegenüber der Sünde auf Distanz zu gehen, ihr das Recht zu versagen, über uns zu regieren. Wir tragen die Sünde in uns, aber sie muß in Schach gehalten werden. Das aber weniger, um uns für diese Welt zu verbessern, als um im Zeichen der künftigen zu leben. Wir können uns auch nicht der Illusion hingeben, wir könnten die jetzige Welt verbessern. Soweit es uns möglich ist, können wir darauf drängen, daß die Menschen im Sinne der Gebote Gottes leben. Aber die Welt retten können wir damit nicht. Wir warten auf eine neue Welt.

Zum Schluß: Was lernen wir von Abraham?

Wir meinen oft, Christsein bedeute, man könne allerlei interessante Erfahrungen machen. Das Leben mit Jesus sei jeden Tag ein Abenteuer – so kann man es gelegentlich hören oder lesen. Da wird dem postmodernen Menschen vorgegaukelt, das christliche Leben sei genau das, was er wolle: spannend, aufregend, mit dem permanenten Reiz des Neuen, etwas Prickelndes, was unter die Haut geht. Wir sind dann enttäuscht, wenn wir solche Erlebnisse nicht haben, jedenfalls nicht, wenn sie nicht die Regel sind, sondern bestenfalls die Ausnahme. Unser ungläubiges Herz will Gott nicht glauben, sondern ihn erleben, ihn an der eigenen Existenz festmachen. Es sucht den schönen Zufall, das gelingende Leben, gute Beziehungen, schöne Gefühle und lebenswerte Werte. Es fällt ihm so schwer, von sich selbst wegzusehen und den dürren Zusagen des Evangeliums zu glauben.

Jesus sagt von Abraham: „Abraham, euer Vater, wurde froh, daß er meinen Tag sehen sollte, und er sah ihn und freute sich“ (Joh 8,56). Abraham sah auf Christus – zweitausend Jahre vor Christus und ohne daß er Jesu Namen kannte. Aber er wußte, daß er in diesem Nachkommen gesegnet sein würde, also unter der Gnade Gottes stehen würde. Indem er den Zusagen Gottes vertraute, sah er auf ihn. Genauso geht es uns: „... wir warten im Geist durch den Glauben auf die Gerechtigkeit, auf die man hoffen muß“ (Gal 5,5). Wir haben das Erbe, die Gerechtigkeit und das ewige Leben noch nicht im Sinne eines sichtbaren Besitzes. Wir erkennen sie aber in Christus und glauben an ihn. Dann aber gilt, was Paulus sagt: „Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Kinder und nach der Verheißung Erben.“ (Gal 3,29). Auch wir warten wie Abraham auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist, und unser Leben als Christ ist die Reise dorthin. Darum wollen auch wir uns freuen an den Zusa-

gen, die Gott macht, unabhängig von dem, was wir erleben oder nicht erleben, denn die Zusagen Gottes sind beständiger als die Wechselfälle des Lebens.

Ich schließe mit einem Bild: Viele Menschen machen sich heute wieder auf den Jakobsweg. Sie pilgern nach Santiago de Compostela und sind dafür längere Zeit unterwegs nach dem Motto: „Ich bin dann mal weg.“ Doch unterwegs finden sie auch Raststätten, Herbergen, in denen sie einkehren, eine Nacht verbringen, sich mit dem Nötigen versorgen können und ein Frühstück bekommen. Dann ziehen sie weiter. Ich verstehe das Christsein als eine solche Reise und einen Gottesdienst als Raststätte auf dem Weg zu dem großen Ziel, von dem das Evangelium spricht. Morgen gehen wir wieder an unsere Arbeit und der Alltag holt uns ein. So Gott will, machen wir in einer Woche wieder eine Rast auf dem Weg. Und irgendwann endet unser irdischer Weg und wir sind am Ziel – in einem Haus, das Christus uns gebaut hat.

Amen.

Sie brauchen das IRT – das IRT braucht Ihre Unterstützung:
Deutschland: Volksbank Mittelhessen, BLZ 513 900 00; Konto Nr. 45632601
Schweiz: Raiffeisenbank Schaffhausen, BC 81344; Konto Nr. 9210771 (EUR) oder 9210778 (CHF)